

Buchbesprechung = Comptes rendus des livres

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires**

Band (Jahr): **119 (2023)**

Heft 1

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres

Bausinger, Hermann: Vom Erzählen. Poesie des Alltags. Stuttgart: Hirzel, 2022, 206 S.

Hermann Bausinger versteht es meisterhaft, *Vom Erzählen* zu erzählen. In seinem letzten Werk, das kurz nach seinem Tod 2022 erschienen ist, geht er davon aus, dass uns Erzählen immer und überall begegnet, auch dort, wo wir nicht darauf gefasst sind wie in alltäglichen Gesprächen, in wissenschaftlichen Werken oder in den Geschichtsbüchern einer Nation. *Man erzählt immer von sich selbst* heisst ein Kapitel. Das ist eine einfache Erkenntnis, hat aber weitreichende Folgen. Denn sie bedeutet, dass es keine Objektivität gibt. Jedes Narrativ ist eingefärbt von der Grundhaltung des/der Sprechenden. Man muss sich nur dieser Färbung bewusst sein, und man muss sie sich bewusst machen, indem man sie dekonstruiert. Bausinger verlässt nach ein paar grundsätzlichen Überlegungen das Gebiet der Theorie und wendet sich den verschiedenen Erscheinungsformen von Erzählung und von Geschichten zu.

Bausinger geht davon aus, dass schriftliches Erzählen literarischen und hochsprachlichen Kriterien folgt und einen sorgfältigen Umgang mit Sprache bedingt, was Form, Inhalt und Stil betrifft. Verschriftlichung erhebt einen

anderen Anspruch als das einfache mündliche Erzählen. Und doch haben beide Ausdrucksformen miteinander zu tun: Mündlich Tradiertes kann als so wertvoll gesehen werden, dass man es schriftlich festhalten will, umgekehrt werden literarische Texte einem neugierigen Publikum gerne weitererzählt, ausgeschmückt und/oder auf den Punkt gebracht. Je nach Zuhörerschaft oder Gelegenheit – Stammtisch, vertrauliches Gespräch, Gutenachtgeschichten für Kinder – verändert sich die Erzählung. Es ist wesentlich, dass die Erzählenden den Inhalt und seine Sprache flexibel gestalten, einen aktuellen Bezug zu den gegebenen Umständen herstellen, Bekanntes mit hereinnehmen und so für die Zuhörenden interessant bleiben. Eine ursprüngliche Quelle oder gar eine Autorin oder einen Autor auszumachen ist meist nicht möglich und geht auch am Sinn und Zweck des mündlichen Erzählens vorbei. Anonymität oder auch die Aneignung als «eigene», das heisst selbst erlebte Geschichte ist der Normalfall. Bausinger gibt einige Beispiele zum Besten, die seine Ausführungen plausibel vor Augen führen. Wandermärchen oder Witze sind vielleicht die bekanntesten Formen von mündlicher Verbreitung. Sie gehören zu den sogenannten *einfachen Formen*, die André

Jolles (1874–1946) 1930 untersucht und in den Rang einer eigenen (vor)literarischen Gattung erhoben hat.

Bausinger liebt die rhetorische Figur des Oxymorons. So heisst eine Kapitelüberschrift *Der Sinn sinnlosen Erzählens*, eine andere *Der Glaube ans Unglaubliche*. Im ersten Fall geht es um Grussworte, alltägliche Bemerkungen, Wiederholungen etc. Ihr Zweck ist weder Information noch Unterhaltung, sondern die Bestätigung einer sozialen Beziehung, die einer Nachbarschaft, einer Bekanntschaft oder einer Freundschaft geschuldet ist. Diese scheinbar «sinnlosen» Bemerkungen und Erzählungen halten die Gesellschaft am Laufen, Klatsch, nicht als Sand im Getriebe, sondern als Schmieröl im Räderwerk des Alltags verstanden. Im zweiten Fall geht es im Wesentlichen um eine Steigerungsform. Wir verwenden den Ausruf «Unglaublich!», um unser Erstaunen auszudrücken, doch meist meinen wir damit, etwas sei kaum zu glauben – aber eben, man kann oder soll es glauben. Hier liegt das weite Feld des Aberglaubens. Gerade der Aberglaube öffnet dem Erzählen Tür und Tor. Er beginnt beim Mythos und endet bei der rationalen Aufklärung. Das Erzählen bedient sich auf beiden Seiten, je nach Stoff und Gehalt des Erzählten. Bausinger geht aber nicht weiter auf abergläubische Elemente ein, sondern wendet sich der praktizierten Religion zu. Predigten sind dieser zweifachen Zielsetzung ausgesetzt: Predigtmärlein oder zwischenmenschliche Begegnungen der Pfarrerin oder des Pfarrers erlauben Nähe zum Kirchsprengel, die heilige Handlung und das Gebet bleiben aber stets dem Mythos, dem Unerklärlichen in der Religion, verpflichtet.

Märchen werden traditionell als mündliches Erzählgut gesehen. Die *Kinder- und Hausmärchen* der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm haben diese Sicht insofern beeinflusst, als sie im Rückgriff auf Gewährsleute Märchen sammelten, diese aber in eine ständig verfeinerte Form von Sprache und Gestaltung festlegten, sodass die Ausgabe letzter Hand (1850) oft zur einzig akzeptierten Form eines Märchens wurde. Hier liegt der Übergang vom Mündlichen zum Schriftlichen (und Literarischen) vor, während der Umkehrvorgang, also die Popularisierung von Literatur, in der Literaturgeschichte wohl ebenso oft auftritt. Bausinger interessiert sich für die Frage nach der Wahrheit. Denn oft hört man den Vorwurf, Märchen seien Lüge, da unwahr. Man tut den Märchen Unrecht, wenn man sie an der banalen Realität misst. Sie sind eine Kunstform mit vorgegebenen Formeln. Dazu gehört die Eingangs- und die Schlussformel, die Sprache, das königliche Personal, die Tierfiguren und die Figuren der unsichtbaren Welt. Und es geht um Gut und Böse. Die Sensibilisierung eines kindlichen Publikums für moralische Fragen in verständlicher, spielerischer Form macht Märchen auch für die Pädagogik wertvoll. Märchen sind in einer höheren Wahrheit wahr, meint Bausinger, und sie sind keine Lüge. Daneben gibt es allerdings Lügengeschichten (manchmal auch «Lügenmärchen» genannt), wo die Lüge unmaskiert auftritt, wo aufgeschnitten, übertrieben und schwadroniert wird, wo es um Geist und Witz geht und wo die ethischen und ästhetischen Regeln des Märchens ausser Kraft gesetzt sind. Der Schritt zum Witz ist schnell getan, wenn die Geschichte eine Pointe erhält. Diese Geschichten

dienen nicht der Erbauung, sondern der (oft freizügigen) Unterhaltung.

Schliesslich beugt sich Bausinger über das Wort «er-zählen» und kommt auf die Bedeutung der Zahlen zu sprechen. Um eine Erzählung flüssig und spannend vortragen zu können, müssen die Vortragenden die einzelnen Schritte der Handlung genau im Kopf haben. Am besten merken sie sich die einzelnen Abschnitte, indem sie sie nummerieren. Diese Gedächtnisarbeit wird nicht erzählt, da sie als Eselsbrücke dient. Umgekehrt gibt es Zahlen, die in Märchen eine grosse und gut sichtbare Rolle spielen: die Drei, die Sieben, aber auch die Zwölf beziehungsweise die Dreizehn sowie die Vervielfältigungszahlen Zehn, Hundert und Tausend. Grundsätzlich haben diese Zahlen einen Ganzheitscharakter, der zum Teil auf sakralen Bedeutungen oder auf dem alten Duodezsystem beruht.

Am Schluss des Buches gibt der Autor zu jedem Kapitel ergänzende Hinweise. Meist geht es um die Quellenlage. Es passt zum Thema *Vom Erzählen*, dass er die Umstände zu seinen Beispielen erzählt und nur ab und zu eine bibliografische Anmerkung macht. Das Schöne beim Lesen dieses Werkes ist, dass man glaubt, Hermann Bausinger live eine Vorlesung halten oder ein Seminar leiten zu hören. Wie sehr ihm das Erzählen am Herzen lag, verrät der Untertitel *Poesie des Alltags*.

PAULA KÜNG-HEFTI

Dippel, Anne, Hannah Kanz und Stephanie Schmidt: Kult. Das Kulturanthropologische Kartenspiel. Freiburg: KULA Games Kollektiv, 2022.

Die wissenschaftliche Betrachtung von analogen Gesellschaftsspielen erhielt in jüngster Zeit starken Zulauf. Im Fokus steht die Auseinandersetzung mit Brett- und Kartenspielen, einem gesellschaftlichen Vergnügungsmedium, das als Freizeitaktivität seit Jahren an Bedeutung zunimmt. Als populärkulturelles Medium verstanden bietet es die Möglichkeit verschiedener analytischer Zugriffe: der Blick auf die Konstruktion historischer Geschichtsbilder, die Betrachtung des Umgangs mit kolonialem Erbe und der Umgang mit postkolonialen Perspektiven sowie das Hinterfragen gängiger Stereotype wie binäre Geschlechterzuschreibungen oder Klassenkonstruktionen.¹ Im Gegensatz dazu wurde mit *Kult. Das Kulturanthropologische Kartenspiel* ein eigenes Spiel für kulturanthropologisch Interessierte entwickelt. Anne Dippel (Jena), Hannah Kanz (Freiburg) und Stephanie Schmidt (Hamburg) entwarfen ein Kartenspiel, das vor allem Studierende ansprechen soll und erste Zugänge zum Fach vermitteln kann.

Am Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde (ISGV) fand im September 2022 eine ausführliche Testrunde statt, an der insgesamt neun Personen aus Kulturanthropologie und Geschichte teilnahmen. Die Einbeziehung von Kolleg:innen zweier Fachbereiche ermöglichte es, einen differenzierten Blick auf die Herangehensweise

1 Siehe dazu auch das Projekt Boardgame Historian, <https://bghistorian.hypotheses.org>, 2. 1. 2023.



Abb. 1: Das Spiel, Foto: Dörthe Schimke.



Abb. 2: Die Spielkarten mit drei Schwierigkeitsstufen, Foto: Katharina Schuchardt.

und das Spielgefühl zu bekommen, und erweiterte die Perspektive auf das Spiel erheblich. Für die Rezension eines Kartenspiels sind andere Kriterien von Bedeutung als für eine Buchrezension, daher ist diese nachfolgend gegliedert in eine Einführung ins Spiel, in die Mechanismen und Regeln und in den eigentlichen Spielverlauf, bevor mit einem Fazit geschlossen wird.

Das Spiel: *Tabu* ist ein Klassiker der Gesellschaftsspiele aus dem Jahr 1990, an dem sich *Kult* orientiert und von dem es viele Mechanismen übernimmt. Das Grundprinzip, das Erklären von Begriffen im Rahmen eines vorgegebenen Regelwerks, ist gleich. Das erleichtert auch den ersten Zugang zum Spiel, da diese Vorlage spielaffinen Personen ein Begriff sein dürfte. Während *Tabu* als Partyspiel fungiert, verfolgt *Kult* edukative Zwecke und ist nicht primär aufs Gewinnen angelegt. Vielmehr ist der Weg das Ziel, bei dem spielerisch einiges gelernt werden kann und der nebenbei noch Spass bereitet. Die zu erratenden Begriffe umfassen Alltagsausdrücke, Analysekonzepte und Fachtermini. Die bunte Schachtel mit 188 Begriffskarten, zwei Aktions-

karten und zwei Leerkarten benötigt nur wenig Platz und ermöglicht die unkomplizierte Mitnahme zu Konferenzen und Seminaren. Die Karten selbst sind aus etwas dickerem Papier, sodass sie einige Runden gut überstehen, ohne abgenutzt auszusehen. Die Regeln wurden ressourcensparend auf den Kartonboden des Spiels gedruckt. Zusätzlich bereitgelegt werden sollten Materialien, um Punkte zu zählen, da sich während des Spiels die Dynamik entwickelt, am schnellsten sein zu wollen. Ihr wird über Punktechips oder Ähnliches Ausdruck verliehen.

Mechanismen und Regeln: Spielziel ist es, möglichst viele vorgegebene Begriffe innerhalb von jeweils 60 Sekunden zu erraten. Sogenannte Sperrbegriffe, jeweils fünf pro Begriff, dürfen für die Erklärung des gesuchten Wortes nicht genannt werden. Dafür steht der erklärenden Person ein Zeitfenster von 60 Sekunden zur Verfügung, während dessen sie möglichst viele Karten erläutert.

Es dürfen immer alle, unabhängig von der Gruppe, mitraten und der Punkt für jede Karte geht an das Team, dessen Angehörige:r den gesuchten Begriff zuerst richtig genannt hat. Somit

sind stets alle Spieler:innen dabei und es findet ein gemeinsames, gruppenübergreifendes Spiel statt. Anschließend wechselt die erklärende Person, sodass jede:r Teilnehmer:in am Ende diese Rolle innehatte. Die Karten sind in drei Schwierigkeitsstufen unterteilt und wiederum vier unterschiedlichen Kategorien zuzuordnen. Dies ermöglicht einen flexiblen, modularen Aufbau des Spiels, der an vorhandenes Vorwissen angepasst werden kann. Dazu kommen mit den Aktionskarten «Zeichnen» und «Pantomime» zwei variable Karten dazu, die dem jeweiligen Spiel nach Belieben hinzugefügt werden können. Die Regeln sind bewusst minimalistisch gehalten, um nicht zu viel vorzugeben. Dies ermöglicht einen raschen Einstieg ins Spiel und eine gewisse Flexibilität in Bezug auf die Umsetzung einer Spielrunde. In unserer Testrunde führte dies zwar zur einen oder anderen (Regel-) Frage, die aber in Konsens rasch gelöst werden konnten. Wünschenswert wären hier noch genauere Anweisungen, beispielsweise als eine Bereitstellung ausführlicher Regeln und/oder ihrer Varianten im PDF-Format auf der geplanten Homepage. Auf Strafmechanismen beim Nennen von Sperrbegriffen wie ein «Quietscher» bei *Tabu* wurde verzichtet, denn das Spiel soll ermutigen, sich mit Begriffen auseinanderzusetzen, und verfolgt daher den Impetus des positiven Anreizes. Wie streng die gesuchten Begriffe gehandhabt werden, sollte unter den Mitspielenden ebenfalls geklärt werden. So diskutierten wir etwa, ob der von mir geratene Begriff «Fastnacht» gelte, da auf der Karte nur «Fasnacht» stand.

Die Spielerunde(n): Wir spielten drei Runden, zunächst auf der ersten,

dann auf der zweiten und abschliessend auf der dritten Schwierigkeitsstufe. Die Karten können alle zusammengemischt werden, wir entschieden uns aber für ein langsameres Vortasten, um der Prämisse des Spiels gerecht zu werden. Gespielt wurde mit drei Gruppen, die je aus Kolleg:innen beider Fachbereiche zusammengesetzt waren. Da die Begriffe zugleich Alltagsbegriffe und damit bekannt sind, konnten die Sperrbegriffe problemlos über assoziierende Beschreibungen umgangen werden. Dadurch verteilten sich die Punkte schnell unter den Teams und das Spiel machte uns von Anfang an viel Spass. Diese Herangehensweise ermöglichte uns in der anschliessenden Diskussionsrunde einen guten Zugang zu damit verbundenen Konzepten, wenn vor allem die Kolleg:innen aus der Geschichte fragten, warum diese Alltagsbegriffe als Fachtermini ins Spiel aufgenommen worden seien. Dass Namen nicht als Sperrbegriffe gelten, stellte sich als ein grosser Vorteil heraus, denn darüber konnten wir das eine oder andere Mal die richtige Spur legen. Als zur Erklärung des Begriffs «Macht» Foucault genannt wurde, folgte eine ganze Reihe von mit ihm assoziierten Begriffen. Aber auch umgekehrt helfen die Sperrbegriffe den Erklärenden, das gesuchte Wort einzuordnen, wenn es nicht bekannt ist. So wurden Assoziationsfelder geschaffen, über die eine Annäherung an den gesuchten Begriff möglich wurde.

Für eine bessere Übersicht sollte ein Spielleiter/eine Spielleiterin bestimmt werden, die gerade bei grösseren Gruppen aufmerksam zuhört, da die gesuchten Begriffe oft beinahe zeitgleich genannt werden. Der nächste Schwierigkeitsgrad (bei uns die zweite

Spielrunde) erforderte bereits mehr spezifisches Fachwissen, trübte aber nicht unser Spielerlebnis und bereitete weiterhin viel Spass. Als wir dann den dritten Schwierigkeitsgrad einbezogen, zeigte sich allerdings deutlich, dass sich diese Begriffe an ein Fachpublikum richten und Externe mehr zu Zuschauern wurden. Es schuf aber gerade dadurch in unserer Runde Diskussionspotenzial, wenn Begriffe im Anschluss von den Kolleg:innen erläutert oder im Internet nachgeschlagen wurden und so alle Anwesenden davon profitieren.

Gleichzeitig schwang aber bei den teilnehmenden Kulturanthropolog:innen auch die Sorge mit, sich zu blamieren. Diese erwies sich letztlich als unbegründet, aber die Spielleiter:innen sollten ihr sensibel begegnen, um beispielsweise Studierenden Berührungsängste zu nehmen. Als wir erstmals die Aktionskarten «Zeichnen» und «Pantomime» in den dritten Schwierigkeitsgrad mischten, wurde aber dann doch allen mulmig zumute, da sie niemand ziehen wollte. Mein Versuch, «Dispositiv» zeichnerisch darzustellen, schlug direkt fehl – was aber auch an mangelnden Zeichenkünsten liegt. Die performative Darstellung von Performanz gelang hingegen überraschend gut. Alle waren erleichtert, als diese Karten gezogen worden waren, die sich eher für die Schwierigkeitsgrade eins und zwei eignen. Wir verstanden das Spiel somit als einen produktiven Ausgangspunkt für den weiteren Austausch. Insbesondere für den Einsatz mit Studierenden ist dies eine Chance, denn das gemeinsame Lernen steht so neben dem Abrufen bereits vorhandenen Wissens im Mittelpunkt des Spiels. «Ich fühle mich, als hätte ich gearbeitet», war

das positive Resümee eines Kollegen – schliesslich hatte ich explizit zu einer Spielrunde eingeladen, ohne im Vorfeld zu erklären, dass es dabei um Fachbegriffe geht. Letztlich schlug es damit auch eine Brücke zwischen den beiden Disziplinen des ISGV.

Fazit: «Ich habe viel gelernt.» Mit diesem Satz konkludierte eine andere Kollegin unsere Testrunde. Wir sind aus der Perspektive von Wissenschaftler:innen an das Spiel herangegangen und mussten uns auf diesen Ansatz zunächst einmal einlassen. Die Punkte in den Teams verteilten sich gleichmässig, sodass der Ausgang in (fast) jeder Runde äusserst knapp war und der Spielspass erhalten blieb. Die drei Schwierigkeitsgrade ermöglichen den flexiblen Einsatz in verschiedenen Zusammensetzungen von Mitspielenden – mit Studierenden am Anfang des Studiums ebenso wie mit Fachkolleg:innen. Ein erweitertes Set mit 158 Karten findet sich in einer Onlineversion, sodass eine Spielrunde auch mit einem Handy gestaltet werden kann. Es ist ein gelungener Ansatz für die Lehre und für ludisch affine Kolleg:innen. Uns hat diese Art der Vermittlung jedenfalls viel Spass gemacht und das Abhalten einer zweiten Runde ist im Gespräch.

KATHARINA SCHUCHARDT

Jablonowski, Maximilian: Imagine Drones. Eine Kulturanalyse ziviler Drohnen. Berlin: Kulturverlag Kadmos, 2022, 367 S., Ill.

Die vergangenen zwei Dekaden waren nicht arm an technologischen Neuerungen, denen vorab gesellschaftstransformierende Effekte und ein baldiger wirtschaftlicher Durchbruch

prognostiziert wurden. Neben beispielsweise dem 3D-Druck oder der virtuellen Realität ist zu diesen Entwicklungen auch die zivile Drohnentechnologie zu zählen, die den Untersuchungsgegenstand der hier rezensierten Monografie bildet. In seiner *Kulturanalyse ziviler Drohnen* (2019 in Zürich als Dissertation eingereicht) untersucht Maximilian Jablonowski die symbolisch und emotional aufgeladenen Diskurse, Bilder und Motive, die den erwarteten Siegeszug und den zunehmenden tatsächlichen Gebrauch ziviler Drohnen Mitte des vergangenen Jahrzehnts beschworen und flankierten. Ausgehend von diesen Narrations- und Imaginationsbeständen arbeitet der Autor in mehreren Detailstudien heraus, wie die Ankunft der Drohnen bestehende Mensch-Technik-Verhältnisse sowie unterschiedliche gesellschaftliche Diskurse und Dispositive herausforderte, dynamisierte und transformierte.

Die theoretischen, epistemologischen und normativen Konturen dieses Unterfangens werden vom Autor in den ersten zwei Kapiteln, *Schöpfungsmythen* und *Take off*, ausführlich dargelegt. Den methodologisch offenen Forschungsansatz der Kulturanalyse übersetzt Jablonowski darin in ein zeitdiagnostisch motiviertes Erkenntnisprojekt, das sich sowohl an Paul Rabinows *Anthropologie der Gegenwart* als auch an das im deutschsprachigen Raum zuletzt verstärkt rezipierte kritische Programm der *conjunction analysis* anlehnt. Den zeithistorischen Fluchtpunkt der Untersuchung bildet mit den Jahren 2013–2018 jener historische Moment, «in dem man das Gefühl bekommen konnte, dass bald das *Drone Age* hereinbricht; dass der ganze Alltag in Kürze nicht mehr

ohne Drohnen vorstellbar ist» (S. 44) – eine Gegenwartswahrnehmung, die der Internetriese Amazon 2013 mit seiner Ankündigung eingeläutet hatte, Drohnen binnen weniger Jahre zum Zweck kommerzieller Warenlieferung einsetzen zu wollen.

Ebenfalls gleich zu Beginn der Arbeit wird der Anspruch formuliert, dem Phänomenbereich der zivilen Drohne gerade auch in seinen Ambivalenzen und Mehrdeutigkeiten gerecht zu werden – ein Anliegen, das sich von politisch-normativ grundierten Studien zum militärischen Einsatz von Drohnen abgrenzen möchte.

Den Verlockungen theoretischer Generalisierung setzt Jablonowski denn auch konsequent eine kontextsensible Theoretisierung der Drohne in ihren unterschiedlichen Gebrauchs- und Imaginationszusammenhängen entgegen. In den folgenden, inhaltlich und argumentativ je weitgehend eigenständigen Kapiteln wird hierzu das Eindringen des technischen Objekts Drohne in unterschiedlichste gesellschaftliche Erwartungs- und Problematisierungszusammenhänge analytisch rekonstruiert. Der Autor greift zu diesem Zweck auf ein umfassendes Materialkorpus zurück, das neben journalistischen und wissenschaftlichen Arbeiten, Youtube-, Werbe- und Regierungsvideos, rechtlichen und wirtschaftlichen Gutachten, Websites, Designstudien und künstlerischen Arbeiten in geringerem Masse auch (auto)ethnografisch gewonnene Aufzeichnungen und Interviews umfasst.

Den reflexiv-theoretisierenden Denkstil der Arbeit atmet bereits das dritte Kapitel, *Familienähnlichkeiten*, das sich mit der Bestimmung des Un-

tersuchungsgegenstandes der Arbeit befasst. Der Autor rekapituliert zunächst die immer noch andauernden theoretischen Deutungsversuche der Drohne in der geisteswissenschaftlichen Diskussion und folgt diesem Diskurs unter der Prämisse, dass «die Unschärfe und Seltsamkeit der Drohne [...] gleichzeitig Schlüssel und Schloss für [ihr] Verständnis» sei (S. 62). Durch die Kontrastierung unterschiedlicher Drohrentypen gelangt Jablonowski schliesslich mit Bezug auf John Law zu einem Verständnis der Drohne als «fractionally coherent object» (S. 80). Um die empirische Heterogenität der Drohne begrifflich fassen zu können, rekurriert der Autor dann auf die Wittgenstein'sche Idee der Familienähnlichkeit, die ihm im weiteren Verlauf der Untersuchung einen vergleichsweise pragmatischen Umgang mit dem Drohnenbegriff erlaubt, gleichzeitig aber auch den Umstand reflektiert, dass gesellschaftliche Akteure die Definition dessen, was eine Drohne ist, mitunter gezielt diskursstrategisch einsetzen – etwa um militärtechnologische Assoziationen gezielt auf- beziehungsweise auszublenden (S. 64–66).

Das vierte Kapitel, *Fernsteuern*, eröffnet den Hauptteil der Arbeit. Der Autor fragt hier zunächst nach den spezifischen im Drohnengebrauch realisierten Mensch-Technik-Relationen. Jablonowski rekonstruiert dafür die Unbemanntheit der Drohne als medientechnisch neuartige «Assemblage des Fernsteuerns und Fernspürens» (S. 90). Die durch die Drohne ermöglichte «syn- und kinästhetische» (S. 102) Erfahrung der Telepräsenz wird nachfolgend unter Rückgriff auf autoethnografische Beobachtungen im Kontext des freizeitleich

betriebenen *first-person-view flights* empirisch plausibilisiert und spezifiziert. Abschliessend wird das Motiv der Telepräsenz innerhalb des grösseren Imaginationsraums evolutionärer Technikentwicklung verortet, wo sie gemeinhin als notwendiger, aber letztlich zu überwindender Zwischenschritt zu autonom operierender Technik konzeptualisiert wird.

Im fünften Kapitel, *Innovation*, wird die unter anderem durch den US-Versandriesen Amazon höchst erfolgreich in Gang gesetzte Imagination der Drohne als logistische Innovation untersucht. Auf der Grundlage einer kritischen Bestandsaufnahme wissenschaftlich etablierter Definitionen des Innovationsbegriffs entwickelt der Autor einen kulturwissenschaftlich anschlussfähigen Zugang zum Untersuchungsfeld wirtschaftlich-technischer Innovationen, den er anschliessend zur theoretisch-konzeptionellen Skizze eines gesellschaftlichen Innovationsdispositivs ausbaut. Im Anschluss an diese Perspektive entwickelt Jablonowski die überzeugende These, dass die weitverbreitete Inszenierung und Rezeption der Drohne als disruptive Innovation massgeblich darauf zurückgehen, dass sie ein in der westlichen Moderne semantisch tief verankertes logistisches Begehren nach Reibungslosigkeit adressiert.

Das sechste Kapitel, *Kreativität*, widmet sich dem künstlerisch-kritischen Blick auf wie auch dem ästhetisch-dokumentarischen Blick durch die Drohne, wobei Letzterer vom Autor vor allem unter bildwissenschaftlichen und produktionsästhetischen Gesichtspunkten analysiert wird. Die spezifischen Medienpraktiken der Drohnenvideo-

grafie werden hierbei schliesslich unter den Begriff der «*Popular Drone Vision*» (S. 196) gestellt und als medienspezifische Adaptionen und Fortschreibungen etablierter und dezidiert ziviler Bild- und Blickkonventionen kenntlich.

Im siebten Kapitel, *Risiko*, das sich auf Arbeiten zur gesellschaftlichen Konstruktion technischer Risiken stützt, zeichnet der Autor nach, wie private Drohnen als bedrohliche Technologie und riskante (Flug-)Objekte problematisiert werden und wie institutionelle Nutzergruppen sich und anderen durch die Kultivierung spezifischer Subjektivierungsweisen und Ethiken einen verantwortungsbewussten Umgang mit der Drohne zusichern.

Schliesslich untersucht das achte Kapitel, *Vertikalität*, die transformierenden Effekte der Drohne auf die historisch etablierte, technisch-regulatorische Ordnung des Luftraums. Jablonowski argumentiert, dass sich die mit Kollisionsgefahren begründeten Anstrengungen, Drohnen einen spezifischen Platz im vertikalen Raum zuzuweisen, mit Carl Schmitt als das Ergebnis eines «Nomos des Vertikalen», einer «Luftnahme» durch zivile Drohnen, verstehen lassen (S. 266 f.). Im Anschluss an diese macht- und souveränitätstheoretische Perspektivierung widmet sich das Kapitel dem durch die Drohne aktualisierten journalistischen und aktivistischen Begehren nach einem vermeintlich transparenten, machtvollen Blick *von oben*.

Mit Blick auf das eingangs formulierte zeitdiagnostische Interesse der Arbeit werden die Detailanalysen abschliessend im neunten Kapitel, *Zukünfte*, zusammengeführt. Der Autor schliesst darin an poptheoretische und

kulturwissenschaftliche Gegenwartsdiagnosen an, die dem noch jungen Jahrtausend eine phlegmatisch-resignative, wenn nicht gar aversive Grundhaltung in Bezug auf die popkulturelle und gesellschaftspolitische Produktion erstrebenswerter Zukünfte attestieren. Die geradezu überschüssende kulturelle Produktivität ziviler Drohnen interpretiert Jablonowski vor diesem Hintergrund überzeugend als das Symptom eines mittlerweile hegemonialen Anspruchs technikkultureller Akteure auf die Formulierung und die Durchsetzung gesellschaftsweiter Zukunftsentwürfe.

Mit *Imagine Drones* legt Maximilian Jablonowski eine gleichermassen originelle wie reflexive Analyse vor, die das Phänomen ziviler Drohnen als Gegenstand kulturwissenschaftlicher Forschung grundlegend ausmisst, ohne sich dabei den (ohnehin vergeblichen) Gestus einer systematischen Darstellung aufzubürden. Aus Sicht des Rezensenten resultiert daraus ein glücklicher Fall des in den empirischen Kulturwissenschaften häufig beschworenen Empirie-Theorie-Nexus: Die mosaikartige Struktur der überwiegend sehr lesenswerten, häufig essayistisch verfahrenen Detailanalysen spiegelt wider, was auch in empirischer Hinsicht als das hervorstechende Charakteristikum der Drohne gelten darf: ihre blickgesteuerte, multidirektionale Beweglichkeit im freien Raum und ihre simultane Korrespondenz mit verschiedensten Signalsystemen. Letzterem entspricht das Vorgehen Jablonowskis, seine *Kulturanalyse ziviler Drohnen* im Dialog mit einer beachtlichen Bandbreite zeitgenössischer Theoriebestände zu entfalten. Mit erfrischend wenig Rücksicht auf disziplinäre oder theoriege-

netische Grenzen gelingt es dem Autor so, eine ganze Reihe heterogener begrifflich-konzeptioneller Ansätze – von Anna Tsings Konzept der *friction* über den *volumetric turn* der politischen Geografie bis hin zu Carl Schmitts souveränitätstheoretischem Nomosbegriff – für das Verständnis ziviler Drohnen und der mit ihnen verbundenen, kulturellen Dynamiken fruchtbar zu machen.

Dieses Verfahren multipler analytischer Anflug- und Zoombewegungen hat seine Kosten: Analog zum Drohnenflug hat die hohe Beweglichkeit des analytischen Blicks zur Folge, dass dem Lesenden bei der Lektüre bisweilen die orientierende Gewissheit für den Start- und Landepunkt des übergreifenden Erkenntniszusammenhangs abhanden kommt. Hinzu kommt: Gemessen am Grad begrifflicher Abstraktion operieren manche der Argumentationslinien (exemplarisch genannt sei hier die Skizze eines gesellschaftlichen Innovationsdispositivs) auf einer durchaus beträchtlichen Flughöhe.

In diesem Sinne belässt die vorliegende *Kulturanalyse ziviler Drohnen* vor allem in empirischer Hinsicht noch viel Raum, die Gebrauchs-, Konflikt- und Imaginationszusammenhänge rund um zivile Drohnen noch stärker ethnografisch, praxeologisch und diskursanalytisch auszuleuchten. Ungeachtet dieser notwendigen Einschränkungen kann es aus Sicht des Rezensenten zweifellos als das Verdienst der vorliegenden Arbeit gelten, das Untersuchungsfeld zivile Drohnen in seiner Mehrdeutigkeit und Komplexität für die empirisch-kulturwissenschaftliche Forschung grundlegend erschlossen zu haben.

TONI REICHERT

Mack, Konstantin: Hund müsste man sein: Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play. Würzburg: Universität Würzburg 2022 (Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 12), <https://opus.bibliothek.uni-wuerzburg.de/frontdoor/index/index/docId/25972>, 2. 2. 2023.

Puppies – seit einigen Jahren sieht man sie immer öfter: Menschen, die sich Hundemasken übers Haupt ziehen, mitunter auch in öffentlichen Räumen auf allen Vieren unterwegs sind, gelegentlich an der Leine geführt werden und sich überhaupt in einem weiten Sinne aufführen wie junge Hunde. Die Vierfarbpresse entdeckt dies und schreibt aufgeregt und doch genussvoll-voyeuristisch über einen neuen Fetisch. Der als populistisch apostrophierte Journalist und ‹Männerrechtsaktivist› Arne Hoffmann eilt dem Boulevard hinterher, ordnet das Hundespiel in den weiteren Zusammenhang von *pet play* ein und führt Interessierte in einem Band seiner recht zahlreichen *Erotik-Ratgeber* in diese Praxis ein (PetPlay: Erotik-Ratgeber. Ohne Ort: lebe.jetzt, 2020). Psycholog*innen entdecken *pup play* und betrachten dieses ebenfalls vor allem unter dem Aspekt besonderer Formen erotischen Lustgewinns – zuletzt etwa der Psychologe Liam Wignall, dessen jüngste Äusserung zu dieser Thematik kurz nach dem hier zu besprechenden Buch erschienen ist (Liam Wignall: Pup Play as a Sexual Subculture. In: ders.: Kinky in the Digital Age. Gay Men's Subcultures and Social Identities. Oxford: Oxford University Press, 2022, S. 133–194). Und was macht Mack? Nun, Konstantin Mack, B. A. und M. A. der Julius-Maximilians-Universität Würzburg und zuvor schon mit seiner ersten Qualifikationsarbeit in Erscheinung ge-

treten (Politischer Pop. Der Eurovision Song Contest 2018 im Spannungsfeld zwischen Emanzipation und Antisemitismus. Würzburg: Universität Würzburg, 2019 [Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 4]), fokussiert in der vorliegenden überarbeiteten Masterarbeit primär das Spielerische in den Interaktionen zwischen ‹Welpen› und Hundehalter*innen. Denn Mack sieht sogar eine Gefahr in einer allzu eindeutigen Festlegung des *pup play* auf sexuelle Aspekte, würden doch damit bedeutsame Facetten desselben – Gemeinschaftsbildung, Aufbau enger Beziehungen, Aushandlung geteilter Werte – ausgeblendet (S. 25). Menschen, die angesichts des eingangs Gesagten vielleicht Vorbehalte entwickelten, Macks Buch zu ‹klicken›, müssen somit durchaus nicht fürchten, mit pikanten Episoden aus dem Leben gespielter Hunde und deren Halter*innen konfrontiert zu werden ...

Gleich zu Beginn der Einleitung gewährt Mack einen Einblick in sein Forschungstagebuch und skizziert damit auf wenigen Zeilen, worum es in seinem Buch geht: um Menschen, welche in die Rollen von Welpen oder in die ihrer Halter*innen schlüpfen und in diesen Rollen miteinander in Interaktion treten – primär für sich selbst, aber nicht unbedingt im Verborgenen, denn die eingangs geschilderte Szene spielt ‹in einem Waldstück nahe einer Großstadt in Süddeutschland› (S. 11). Beiläufig wird klar: Macks Feldforschungsaktivitäten, die unter den erschwerten Bedingungen der Covid-19-Lockdowns stattfanden, umfassen auch beobachtende Teilnahme am Spiel. Klar wird auch: Der Autor geht sorgfältig selbstreflektierend zur

Sache (ebd.). Auf den folgenden Seiten macht Mack deutlich, dass *pup play* als eine Variante unterschiedlichster Rollenspiele zu begreifen sei, bei welchen menschliche wie nichtmenschliche Charaktere gespielt werden. Vermittelt wird auch, dass das Hundespiel – wie wohl aufgrund des häufigen Auftritts in LGBTIQ*-Kontexten (etwa auf Pride-Paraden) hauptsächlich in diese Zusammenhänge eingeordnet – grundsätzlich allen Menschen offenstehe. Wichtig sei allein, so wird eine Szene-Website zitiert, ‹Spaß am Spiel zu haben› (S. 12). Auch das Erkenntnisinteresse des Autors wird in diesem Abschnitt dargelegt: Gefragt werden soll, was den Reiz ausmache, ‹auf allen Vieren zu gehen und zu bellen›, was das Spiel den Akteur*innen biete und welche Diskurse auf Spiel und Selbstverständnis der Spielenden einwirkten (S. 12 f.). Eine solche Auseinandersetzung mit der Thematik könne dazu beitragen, die ‹Akteur:innen besser zu verstehen und ihr Spiel als einen Ermöglichungsraum zu begreifen› (S. 15 f.).

Mack reflektiert Forschungsstand und Quellenlage und legt dar, dass bisherige Forschungen zu *pup play* vor allem aus dem angloamerikanischen Raum stammten und in Psychologie, Soziologie und Sexualwissenschaft verortet seien. Kulturwissenschaftliche Forschungen lägen nicht vor; Arbeiten der Euroethnologie zu Fetischen seien ohnehin ‹Mangelware› (S. 15). Vor diesem Hintergrund legt Mack die Weiche für den weiteren Verlauf des Buchs – in Richtung Spielforschung und Spieltheorie.

Dem erst allmählich entstehenden Fundus wissenschaftlicher Arbeiten zu *puppies* und ihren Halter*innen steht

freilich eine breite Basis an Quellen gegenüber. Mack bezieht sich auf Blogs, Filme, Szenebücher, Instagram- und Twitter-Seiten. Noch mehr indessen bezieht er sich in seiner Monografie auf das Material, das er selbst mittels Interviews und teilnehmender Beobachtung erarbeitet hat. Die eigene Feldarbeit reflektiert Mack ausgehend von Husserls positivismuskritischen Überlegungen zur phänomenologischen Philosophie und vor dem Hintergrund der *writing culture*-Diskussionen. Erstere führen den Autor zu seiner «explorativen Forschungshaltung», die ein «überraschungsoffene[s] Vorgehen» erlaube (S. 17 f.). Letztere sind insofern von Relevanz, als bei der Verhandlung des *pup play* Nichtsprachliches versprachlicht werden muss: ein Zustand, der als «Headspace» (S. 19) bezeichnet und vom Autor in Anlehnung an Äusserungen aus dem Feld als ein von alltäglichem Denken und Handeln abweichender Zustand gefasst wird. In einem Interview heisst es hierzu: «[...] wenn du Hund bist, musst du nicht nachdenken.» (S. 20)

Von Macks Absicht, den *headspace* im Kontext des *puppy play* zu beschreiben und zu verstehen, zum Versuch des Autors, diesen Zustand körperlich nachzuempfinden, und zum Kauf der eigenen Hundemaske ist der Weg nicht allzu weit (S. 19, 44 f.), der zur Bezugnahme auf ethnopschoanalytische Referenzen und Autor*innen, die den reflexiven Einbezug von Körperlichkeit in den Forschungsprozess fordern, auch nicht (S. 19). Angesichts dessen lässt sich zumindest erahnen, dass dem Autor die Corona-bedingte Verlagerung der meisten Interviews in die Sphäre der Videotelefonie (S. 22) schwergefallen

sein dürfte – eine Reflexion zu Macks Feldforschungs-Krisenmanagement in Zeiten von Kontaktbeschränkungen und Hygieneverordnungen lässt sich in einem speziell diesem Aspekt gewidmeten «Interludium» nachvollziehen (S. 22–25).

Mack arbeitet heraus, weshalb er das Kollektiv der Spielenden in Anlehnung an Hitzler und Niederbacher als «Szene» begreift (S. 25 f.) und nimmt entlang des Studiums von Szeneliteratur historische Aspekte von *pup play* in den Blick. Verdeutlicht wird dabei, dass es das Bestreben der Szene und ihrer Sprecher*innen sei, das Spiel mit (eher vagen) Verweisen auf dessen lange Herkunftsgeschichte (die bis zu den Tiergottheiten im antiken Ägypten reicht) zu legitimieren (S. 27). Tragfähiger, wenn auch weniger glanzvoll scheinen Hinweise auf Ansätze queerer Communitys in den Basen der US-Streitkräfte der 1940er- und 1950er Jahre, in welchen devote Boys und dominante Sirs miteinander (sexuell) interagierten (ebd.). Der Schluss, dass sich diese von Über- und Unterordnung gekennzeichnete Interaktion im Spiel zwischen (an der Leine geführten) Hunden und ihren Halter*innen abbildet, liegt nahe. Mack zufolge geht es beim *pup play* aber mehr um Spiel und Gemeinschaft (ebd.). Und mag dieses Argument für sich genommen noch nicht vollständig überzeugen, so gelingt dies weit besser mit dem Hinweis darauf, dass es für die *puppy*-Rolle charakteristisch sei, Befehle gelegentlich zu ignorieren, «Grenzen auszutesten und einen eigenen Willen zu zeigen» (S. 30). Deutlich wird hier, dass sich im *pup play* menschliche Vorstellungen von den Charakteren nicht-menschlicher Lebewesen abbilden.

Mit Bezug auf einen Szeneakteur, dem Mack in seiner Feldforschung begegnet ist, heisst es, dass die Handlungsmacht, die nichtmenschlichen Lebewesen zugeschrieben werde, der menschlichen Agency sehr ähnlich sei (S. 31).

Mack verhandelt einschlägige Theorien des Spielens, nimmt Bezug auf Huizinga, Adorno und Marcuse und gelangt zur Einsicht, dass das Spiel nicht nur Zeitvertreib sei, sondern auch eine Möglichkeit biete, «in sich selbst Neues zu entdecken und nach außen wirken zu können» (S. 36). Konkret auf das *pup play* zurückkommend schreibt Mack über den Unterschied der englischen Begriffe *play* und *game* (S. 37) – Ersterer steht für das «freie» Rollenspiel, Letzterer für das nach fixen Regeln gespielte Spiel. Gerade weil in diesem Abschnitt mit Bezug auf Statements aus dem Feld davon die Rede ist, dass *pup play* jenem Spiel nahekomme, das «Kleinkinder praktizieren, wenn sie die Rollen anderer Lebewesen einnehmen» (ebd.), liesse sich fragen, weshalb hier George Herbert Meads Abhandlungen (Geist, Identität und Gesellschaft [1934]. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 1973) zu den «Spielphasen» in der kindlichen Entwicklung hier keine (kritische) Erwähnung finden, doch möchte der Autor letztlich auf etwas hinaus, das bei Mead keine Rolle spielt: auf das emanzipatorische Potenzial des *pup play* (S. 38). Vor diesem Hintergrund kommt Mack auf den *headspace* zurück, stellt ihn mit Bezug auf Interviews als einen Erlebensraum, der als «erratisch», situativ und «affektgesteuert» beschrieben wird, dar und führt diesen, wiederum aufgrund eines Stichworts aus dem Feld, mit Freuds «Es» zusammen. Auch der Begriff «therapeutisch» fällt – und

wird mit der gebotenen Vorsicht kommentiert (S. 39 f.). Unter Rückgriff auf psychoanalytische Terminologie lässt Mack wissen, «die Triebabfuhr erfolgt augenblicklich, das Realitätsprinzip, das prüfen soll, ob der Bedürfnisbefriedigung etwaige äußere Widerstände entgegenstehen, ist außer Kraft gesetzt» (S. 41).

Mack diskutiert die Vergemeinschaftung von *puppies* und Halter*innen in Offline- und Online-Zusammenhängen, verweist auf das integrative Moment, das der Szene eigen sei (auch Rollstuhlnutzende spielen mit), vollzieht die Bildung von «Rudeln» nach, erklärt deren Strukturen und verweist darauf, dass in Interviews der Begriff der «Geborgenheit» wiederholt aufgetreten sei. Vor allem Vertrauen sei essenziell in diesem Spiel und wie in SM-Kontexten auch gelte im *pup play* die Devise «safe, sane, and consensual» (S. 47–53). Die Beziehungen zwischen Halter:innen und *puppies*, so lernen Lesende, «basieren auf der verbindlichen Zusage, füreinander da zu sein». Der die Halter*innenrolle einnehmenden Person käme dabei die Verantwortung zu, für die Person in der Hunderolle «mitzudenken und sensibel auf deren Körpersprache zu achten» (S. 53) – schliesslich wird in diesem Spiel allenfalls gebellt oder gewinselt.

Natürlich weiss Mack um die heiklen Seiten einer kulturwissenschaftlichen Befassung mit sexuell konnotierten Gegenständen und greift diese Problematik in einem dem Zugang zum Feld gewidmeten Abschnitt auf (S. 31–35), denn auch wenn sich das Buch primär dem Spielerischen und Gemeinschaftlichen im *pup play* verschrieben hat, wird der Verfasser, wie er selbst be-

merkt, doch immer wieder von den sexuellen Aspekten des Spiels eingeholt (S. 31, 61 f.). Insofern ist es nur richtig, dass sich Mack diesen Aspekten im letzten Viertel seines Buchs doch noch ein Stück weit annähert – freilich ohne Pikanterien zu liefern. Dabei geht der Autor mit Marcuses Feststellung d'accord, wonach in spätkapitalistischen Gesellschaften sexuelle Praktiken, die mit dem Führungsanspruch der genitalen Monogamie nicht vereinbar seien, als «Perversionen» delegitimiert und nonreproduktive Sexualitäten «unterdrückt» würden (S. 62 f.). Weil aber Marcuses Kritik nicht nur auf Sexualität abzielt, sondern Gesellschaftskritik im weitesten Sinne ist, führt Macks Argumentationsstrang bald wieder zum Spielerischen zurück, welches sich, weil es «eo ipso nicht zweckgerichtet ist [...] dem Primat der Produktivität» widersetze und daher «über ein utopisches Moment» (S. 63) verfüge, das über bestehende Verhältnisse hinausweise. Das emanzipatorische Potenzial des (*puppy*-)Spiels liegt für den Autor genau darin, dass es befähige, über Bestehendes hinauszublicken, «scheinbar unumstößliche Wahrheiten zu hinterfragen» (S. 64) und somit eigenständig zu denken und zu handeln.

Mit *Hund müsste man sein* hat Konstantin Mack gezeigt, dass im *pup play* mehr steckt als der neue Fetisch, den der Boulevard der Öffentlichkeit präsentiert hat. In der Fokussierung auf das Spielerische und Gemeinschaftliche in dieser Form des Rollenspiels hat der Autor für sich und seine Arbeit zielsicher eine Lücke entdeckt, die die dieser Thematik gewidmeten psychologischen, soziologischen und sexualwissenschaftlichen Arbeiten aus dem angloamerikanischen

Raum nicht gefüllt haben. Zugleich hat Mack, sich und seine Arbeit stets reflektierend, eine gut zu lesende Gratwanderung zwischen scheinbar «legitimen» Erkenntnisinteressen und scheinbar unaussprechlich «heiklen» Aspekten des *pup play* unternommen. Dies ist schon deshalb zu würdigen, weil «das Fach» – dank des Wagemuts derjenigen, die die Studierendentagung *Sex. Sex. Sex.* und den umfangreichen Tagungsband Manuel Bolz et al. (Hg.): *Sex. Sex. Sex. Anthropology of Sex, Gender and Bodies. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Alltägliches* (Hamburger Journal für Kulturanthropologie 15), 2022, <https://journals.sub.uni-hamburg.de/hjk/issue/archive>, 25. 3. 2023, auf den Weg brachten (auch hier ist Mack vertreten) – seine Mitzuständigkeit für Kulturen des Sexuellen gerade erst (neu) entdeckt. Nicht zuletzt aber zeigt Mack mit seiner Studie – dies unterstreicht das Interesse von *Spiegel* und *Deutschlandfunk*, die über das Buch berichteten –, wie kulturwissenschaftliches «Orientierungswissen» aussehen kann, das in sich fortgesetzt vervielfältigenden Gesellschaften von empirischer Kulturwissenschaft, europäischer Ethnologie und Kulturanthropologie gefragt ist: thematisch an öffentlich aufgeworfenen Fragen orientiert, theoretisch fundiert, handwerklich solide erzeugt und eingängig vermittelt.

PETER F. N. HÖRZ

Marchand, Trevor H. J.: *The Pursuit of Pleasurable Work. Craftwork in Twenty-First Century England*. New York, Oxford: Berghahn, 2022, 417 S., Ill.

Eine ethnografische Erforschung des Erlernens und Ausübens handwerklicher Tätigkeiten bietet, das zeigt Trevor H. J. Marchand mit *The Pursuit of Pleasurable Work. Craftwork in Twenty-First Century England*, die Möglichkeit, Ausbildungs- und Arbeitsbedingungen der Gegenwart kontextuell kritisch zu analysieren. Sie bereichert den interdisziplinären Diskurs um die physischen, sozialen und ethischen Dimensionen des Arbeitens mittels dichter Beschreibungen, die das Wechselspiel von kognitiven, kommunikativen, manuellen beziehungsweise körperlichen Tätigkeiten in Relation zu Material und Maschine aufzeigen. Und sie gibt, auch das macht Marchand deutlich, Anlass für methodologische Reflexionen zu den Modi der Teilnahme und des Erkenntnisgewinns in ethnografischen Verfahren.

Das Interesse für Kognitions- und Kommunikationsprozesse im Handwerk entwickelte er, so schreibt Marchand, inzwischen emeritierter Professor der *social anthropology*, während seines Studiums: «I have worked and studied ever since alongside craftspeople, learning about their lives and their skills while endeavouring to «learn about learning.» (S. 42 f.) Mit seiner gut 400 Seiten starken Monografie veröffentlicht er nun Ergebnisse seiner umfassenden Feldforschungen im Handwerk, für die er die Methode «apprentice-style fieldwork» (S. xiv) etablierte. Derzufolge generieren Forschende Erkenntnis, indem sie selbst handwerkliche Tätigkeiten erlernen und über längere

Zeiträume hinweg ausüben. Marchand arbeitete über 13 Jahre hinweg je längere Zeiträume auf Baustellen in Nigeria und im Jemen und absolvierte eine zweijährige Ausbildung am Londoner Building Crafts College. Diese Erfahrungen bilden, flankiert von Interviews und Videoarbeiten, die Basis für die zehn analytischen, in Teilen bereits publizierten, aber für diese Monografie vollständig überarbeiteten Kapitel des Bandes. Sie verbindet Marchands Ziel, zu klären, wie handwerkliches Lernen und Praktizieren charakterisiert sind, mit dem, was sich aus diesen Tätigkeiten, die «*muscles, morals and mind*» (S. 31) zusammenbringen, hinsichtlich eines *pursuit of pleasurable work* für andere Arbeits- und Ausbildungskontexte ableiten lässt.

Marchand stellt einen Prolog an den Anfang seines Buches. Hier schildert er sehr persönlich eine Leseerfahrung, die ihn Parallelen zwischen Industrialisierungsprozessen des ausgehenden 19. und Strukturveränderungen im (englischen) Hochschulsystem des beginnenden 21. Jahrhunderts erkennen liess: «This resonated with my own growing experiences of quantification and auditing of «outputs» – whether it be publications, presentations, citation, «impact» or student numbers.» (S. xvi) Er kritisiert das Streben nach Effizienz und Profit und fragt, was Charakteristika von «purposeful and pleasurable work» (ebd.) seien.

Auch in der Einleitung greift Marchand diese Interessen auf, beschreibt zudem seine Methode und seine Forschungsfelder und schärft die zentralen Konzepte des Bandes: «Craft» begreift er als «polysemous, ambiguous, and often-contested term» (S. 7) und schlägt

vor, den Begriff durch definitonische Grenzziehungen davor zu schützen, sämtliche Arten kreativer Arbeit und vor allem massenproduzierter (Manufaktur)-Waren bezeichnen zu müssen (S. 8). Damit verweist Marchand einerseits auf den gesellschaftlich niedrigen Status des Handwerks («there is still a deep-seated view that working with your hands is somehow a second-rate career», S. 10), andererseits auf die Attraktivität, die handwerkliche Tätigkeit seit den späten 1990er Jahren erfahre: «[...] craft served as a vehicle for pondering the state of our world and contemplating alternative paths that might lead to more sustainable, more fulfilling and more pleasurable ways of living and working.» (S. 7)

Kapitel eins, *An Anthropologist's Journey into Craftwork and Apprenticeship*, beginnt mit einem persönlichen Bericht zu Marchands Feldforschungen in Nigeria und im Jemen. Er beschreibt, wie sich sein Interesse von der Architektur auf die Untersuchung der menschlichen Interaktionen und praktischen Prozesse beim Hausbau verlagerte, und sieht hier auch die Entwicklung seiner Methodik begründet: Angesichts der Leerstellen, die ethnografische Frage-, Notiz- und Deutungsverfahren hinterlassen, entwickelte er den Ansatz eines «apprenticing and training in craftwork» (S. 41), den er im Folgenden anwandte.

In den Kapiteln zwei, *The Carpenters' Company and Early London Apprenticeships*, und drei, *The Building Crafts College: A History*, unternimmt Marchand kulturhistorische Kontextualisierungen. Er schildert die Tätigkeiten und Einflüsse der Londoner *Worshipful Company of Carpenters* seit ihren mittel-

alterlichen Anfängen und insbesondere im Zuge des Etablierens von Berufsausbildungen und beschreibt die Entwicklung des bereits 1893 gegründeten Londoner Colleges, in dem er von 2005 bis 2007 das *fine-woodworking programme* (S. 87) absolvierte.

Kontrastierend hierzu beginnt Kapitel vier, *Getting Started*, mit einer dichten ethnografischen Beschreibung des ersten Tages, den Marchand und weitere acht «trainees» in der Einrichtung verbringen. Diese wie auch spätere ausführliche Beschreibungen (zum Beispiel der Ausgestaltung des Curriculums, der zu erarbeitenden Objekte, der zu nutzenden Materialien und Werkzeuge sowie der Mitlernenden) erweisen sich als grosse Stärke des Bandes: Marchand gelingt es hier zu zeigen, wie handwerkliches Lehren und Lernen in steter Verzahnung von Theorie und Praxis und der Interaktion von menschlichem Körper und Material beziehungsweise Werkzeug geschieht; wie sich Handgriffe, Gesten, Körperwissen sprachlich fassen lassen und wie in diesem Kontext auch Konzeptualisierungen von Nachhaltigkeit, Migration oder Maskulinität verhandelt werden können.

Im fünften Kapitel, *Crafting Craftspeople*, richtet Marchand den Blick auf die Lehrpersonen. Anhand ihrer Biografien gibt er umfassende Einblicke in die Arbeits- und Ausbildungsstrukturen der jüngeren Vergangenheit im städtischen und ländlichen England. Im sechsten Kapitel fokussiert er ergänzend auf die *Vocational Migrants to Craftwork*. So bezeichnet Marchand jene Personen, die aus anderen Arbeitskontexten ans Building Crafts College wechselten, um das *fine-woodworking*

programme zu absolvieren, weil sie nach einer Arbeit suchten, die sie als sinnvoller, ästhetischer und auch nachhaltiger bewerteten («moving from headwork to handwork», S. 191). Marchand setzt ihre Vorstellungen in Bezug zu Konzeptionen sozialistischer Utopie. Er beobachtet bei «vocational migrants» zum Beispiel die nostalgische Idealisierung einer ländlich-handwerklichen Vergangenheit, die die Imagination einer postindustriellen, ökologisch-nachhaltig konturierten Zukunft umfasse, sowie eine Kritik an der Nutzung von Maschinen als «potent symbols of the world they opposed and hoped to change» (S. 201).

Hieran schliesst Kapitel sieben, *The Intelligent Hand*, an, das die Wechselbeziehung zwischen Handwerker*innen und ihrem Werkzeug analysiert und auf Forschungsarbeiten aus den Kognitions- und Neurowissenschaften bezieht. Marchand zeigt, wie die Nutzung eines Werkzeugs neuronale Netzwerke stärkt und die konzeptionelle und motorische Kognition verändert. Dies greift Kapitel acht, *Problem Solving at the Workbench*, auf, denn Risiko und Fehler, vor allem aber das Lösen von Problemen seien zentrale Merkmale handwerklicher Fähigkeiten. Am Beispiel einer ausführlichen Beschreibung einer Interaktion zwischen Lehrender und Lernendem an der Werkbank kann Marchand Dynamiken und Komplexitäten im Lehr-Lern-Prozess herausarbeiten und dabei den Stellenwert sprachlicher Kommunikations- und Interpretationstechniken, des aufgerufenen Vorwissens und der relationalen Gefüge von menschlichem Körper, Materialität und Raum aufzeigen.

Kapitel neun, *Managing Pleasurable Pursuits*, greift das Thema der Utopie

wieder auf und bringt die laut Marchand idealisierten Vorstellungen der Lernenden in Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Logiken, die das Handwerk ausserhalb des Colleges dominieren. Kompetenzerwerb im wirtschaftlichen Handeln finde im Curriculum kaum Platz: «For the majority of trainees, it was hoped that craftwork would be a way of living, not merely the means to make a living.» (S. 271) Er konstatiert, dass nur eine Minderheit seines Jahrgangs als «sole traders making bespoke furniture» (S. 339) arbeitete und die Mehrheit, er selbst eingeschlossen, nach dem Abschluss anderen Tätigkeiten nachging. Den hier angedeuteten Brüchen im Handwerk der Gegenwart fügt Marchand im letzten Kapitel, *Skill and Ageing*, eine weitere Facette hinzu: Er porträtiert einige zentrale Personen und zeichnet dadurch die Entwicklung handwerklicher Fähigkeiten im Laufe eines Menschenlebens nach. Ethnografiebasiert beschreibt er die Veränderungen im Nervensystem, wenn der Körper wächst, trainiert und altert, und setzt dies in den kulturellen Kontext eines dynamischen wirtschaftlichen Marktes, der kontinuierliche Anpassungen an ästhetische, materiale und technische Gewohnheiten fordert.

Im Epilog fasst Marchand die relevanten Themen des Buchs zusammen und bekräftigt vor allem seine Überzeugung, dass handwerkliches Können einen höheren gesellschaftlichen Stellenwert erhalten und die handwerkliche Ausbildung zu einem integralen Bestandteil des Lernens gemacht werden solle. Er plädiert dafür, populäre Definitionen von «Intelligenz» zu hinterfragen und um Komponenten handwerklicher Tätigkeit zu erweitern: «Craftwork

nurtures the development of the whole person – intellectually, physically, spiritually – and is therefore elemental to cultivating an informed democracy and an empowered civil society.» (S. 325)

Zu Relevanz und Stellenwert des Bandes: Weder hier noch an anderen Stellen des Bandes zielt Marchand darauf, seine Begeisterung für handwerkliche Tätigkeiten zu verbergen. Die Färbung, die seine Analyse dadurch hat, nennt er bereits im Titel. Dieser Band untersucht *The Pursuit of Pleasurable Work* im Allgemeinen, im Handwerk und Marchands persönlicher Arbeit im Besonderen. Ähnlich wie die Akteur*innen in seinem Feld konzeptualisierte wohl auch Marchand, siehe Prolog, das Handwerk als Flucht aus den Logiken seines (universitären) Arbeitsalltags; ähnlich wie sie formuliert er innovations- und technisierungskritische Positionen (zum Beispiel S. 229), die wohl feldimmanent sind, von welchen er sich in seiner Analyse aber auch nicht vollumfänglich distanziert. Vielmehr baut er just darauf sein Plädoyer auf, das Bildungswesen und das Arbeiten durch mehr handwerkliche Tätigkeit zu bereichern. Allerdings macht Marchand, und das muss man anerkennen, nicht die wirtschaftlichen Kontexte des Handwerks in der Gegenwart und hieraus resultierende Zwänge zum Thema seiner Arbeit, sondern die ethnografische Erforschung der kognitiven und kommunikativen Prozesse beim Erlernen und Ausüben handwerklicher Tätigkeiten.

Damit schliesst er gewichtige thematische Lücken in der sozial- und kulturalanthropologischen Handwerks-, Wissens- und Arbeitskulturforschung und setzt diese in Bezug zu relevanten

Diskursen und Gegendiskursen (wie zum Beispiel Umwelt- und Klimaschutz, Mode und Konsum, Finanzkrise und die Bevorzugung universitärer gegenüber handwerklicher Ausbildungsformen in der Gegenwart).

Insbesondere überzeugt dieser Band durch die ihm zugrunde liegende «apprentice-style fieldwork», die Marchand nicht als Methode einer «reflexive autoethnography», sondern vielmehr als «(ethnographic tool) in my explorations of embodied learning» (S. 49) versteht. Dadurch zeigt er, wie Wissen in Korrelation von kognitiven und körperlichen Prozessen im Kontext physischer und sozialer Umgebungen entsteht, gefestigt und weiterentwickelt wird, und weist in seinen Analysen auf die gemeinsam generierte Leistung handwerklichen Wissens und Praktizierens hin. Damit leistet er einen bedeutsamen Beitrag zur Schärfung des Verstehens menschlichen Wissens und unterstreicht gerade in seinen Reflexionen über ethnografische Methoden und Positioniertheit im Feld die Kompetenzen kulturalanalytisch-dichter Beschreibung im interdisziplinären Feld der Wissensforschung.

SARAH MAY

Stirenberg, Tabea: Scham, Schmerz, Hysterisierung. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf Menstruation als Alltagspraxis. München: Utz, 2022 (Münchner Ethnographische Schriften, 36), 102 S.

Die Periode betrifft rund die Hälfte der Menschen direkt, dennoch handelt es sich bei der Menstruation um ein kulturwissenschaftlich spärlich beachtetes Thema, das sich aber in viele Bereiche des Alltags einbettet. Tabea Stirenberg steigt in ihre gedruckt vorliegende Masterarbeit mit dem wichtigen Hinweis ein, dass Untersuchungen aus Grossbritannien zeigen, wie weitverbreitet ein Mass an Armut ist, das Frauen daran hindert, sich ihre favorisierten Hygieneartikel leisten zu können. In den letzten Jahren haben EU-Staaten begonnen, Produkte der Monatshygiene mit dem reduzierten Mehrwertsteuersatz für Grundbedarfsmittel zu besteuern. Stirenberg interessiert sich dafür, wie sich die verdrängte Menstruation «in ausgewählten alltäglichen Periodenpraktiken einzelner Akteur*innen einschreibt und manifestiert» (S. 9).

Stirenberg rapportiert zum Einstieg den deutschsprachigen Forschungsstand zum Thema Menstruation. Obwohl viele Personen von dem Thema betroffen sind, entstanden auffällig wenig wissenschaftliche Untersuchungen dazu. Die Bedeutung der Menstruation und die damit verbundenen Zuschreibungen haben im Laufe der Zeit verschiedene Interpretationen durchlaufen. Ethnografische Studien, die sich mit Menstruation bei fremden Ethnien befassen, können auf eine länger zurückreichende Geschichte blicken. Auch die Psychologie und Medizingeschichte haben sich ins Diskursfeld eingebracht.

Mit Sabine Zinn Thomas' Dissertation *Menstruation und Monatshygiene* (1997) lag eine erste volkskundlich ausgewiesene Untersuchung vor, die zeigen konnte, dass im Alltagsdiskurs vor allem schulmedizinische Vorstellungen zum Ausdruck kommen. Ulrike Tauss betonte 2006 mit *Tabu und Menstruation* die Wichtigkeit von Jutta Voss' Buch *Schwarzmondtabu* (1988), das für den deutschsprachigen Raum als eine der ersten ökofeministischen Schriften zum Thema gelten kann. Tauss zeigt, wie die Aufwertung der Menstruation einer Retraditionalisierung zuarbeitet. Von grosser Bedeutung für das von Stirenberg umrissene Feld sind seit den 1980er Jahren auch populärwissenschaftliche Bücher mit Ratgebercharakter wie beispielsweise das erwähnte *Schwarzmondtabu*.

Seit einigen Jahren kann ein zunehmendes Interesse an Menstruation aus gesellschaftlicher, wissenschaftlicher wie aktivistisch-feministischer Seite ausgemacht werden, was auch in der gewachsenen Anzahl kulturwissenschaftlicher Abschlussarbeiten zum Ausdruck kommt. Als Beispiele nennt Stirenberg Lotte Vera Bauer und Franziska Wartenberg mit ihren Abschlussarbeiten. Wartenberg berichtete, dass ihr von ihrer Hochschule dringend vom Thema abgeraten wurde wegen «Unwissenschaftlichkeit, fehlender wissenschaftlicher Relevanz und bestehender wissenschaftlicher Tabus» (S. 20).

Stirenberg erläutert ihr Forschungsvorgehen, das sich ans Modell der *grounded theory* anlehnt. Sie reflektiert, dass es sich bei ihrer Arbeit über die Menstruation um eine interpretative Suche nach Zuschreibungen, die kulturell und sozial codiert sind, handelt.

Sie konzentriert ihre Forschung auf die «individuellen Menstruationserfahrungen und -strategien von volljährigen Menstruierenden» (S. 24). Sie schreibt, dass sie sich für eine «offene-situative Interviewführung» (S. 27) entschieden hat, gibt aber leider ihre freien Leitfragen nicht an.

Einen Einfluss auf ihre Forschung hatte die erste Welle der Corona-Pandemie, die die Erhebung des empirischen Materials in den virtuellen Raum verlegte. Zu ihren Interviewpartnerinnen gelangte sie über Facebook-Gruppen, die sich dem Thema widmen und die ihr als menstruierender Person offenstanden. Es zeigt sich, dass die gemeinsame Erfahrung des Menstruierens das Feld eröffnet. Insgesamt hat sie mit elf Frauen Videointerviews geführt, die alle Teil sind einer Facebook-Gruppe zu Menstruationstassen. Leider erfährt man beim Lesen nicht viel über das Alter der Frauen, die Zugehörigkeit zu einer Menstruationstassengruppe deutet aber eher auf jüngere Frauen hin.

Gerade in der Bezeichnung der Periode finden sich viele Euphemismen, die zwar ein Aussprechen des Nichtsagbaren ermöglichen, aber zugleich auch zur Aufrechterhaltung der Tabus rund um Menstruation dienen. Das gilt in noch stärkerem Mass für die verbreiteten negativen Ausdrücke. Die Bezeichnung von Binden und Tampons als Hygieneartikel verdeutlicht, dass in einer solchen Sichtweise die Menstruation etwas Unhygienisches ist, diese Verbindung kann auf eine lange Geschichte zurückblicken. Mit dem Aufkommen von Binden (1926) und Tampons (1950) wurde die Periode weniger sichtbar in der Öffentlichkeit, was gar für den halbprivaten Raum der Toilette

gilt. Die Tendenz, die Menstruation zu verheimlichen, führt zu verschiedenen Tricks und Kniffen, etwa wenn auf der Toilette die Geräusche des Auspackens des neuen Tampons durch ein Hüsteln übertüncht werden.

Mehrere der Befragten sprechen von der wiederkehrenden Angst vor dem unkontrollierten Verlust von Blut, das ihre Kleidung befleckt und so die Menstruation sichtbar macht. Hier findet sich also bei den Interviewten eine Gegenposition zur oftmals verkündeten Tendenz des *free bleeding*, das ganz auf Hygieneartikel verzichtet. So meidet ein Drittel der Interviewten das Tragen von heller Kleidung während ihrer Tage, um das «Risiko der sozialen Beschämung» (S. 49) zu minimieren. Diese Kontrolle beschränkt sich nicht nur auf die Oberkleidung, sondern fängt bei der Unterwäsche an, die älter, fester oder aus mehr Textil gefertigt ist als sonst.

Studien belegen, dass bis zu 80 Prozent der Menstruierenden während der Periode mit Schmerzen wie Bauchkrämpfen, Übelkeit, Rückenweh, Migräne etc. zu kämpfen haben. Diese Schmerzen können den Alltag praktisch verunmöglichen. Von der Gesellschaft kommen Signale, dass solche Schmerzen normal und zu erdulden sind, eine Einschätzung, die die befragten Frauen teilweise übernehmen. Einige der Interviewten sagen, dass sie nur der regelmässige Griff zu Schmerzmitteln den Alltag während der Menstruation ertragen lässt. Allgemein wünschen sich Stirenbergs Gesprächspartnerinnen «mehr gesellschaftliche Aufklärung über Menstruationsbeschwerden» (S. 79). Damit verbunden sind Sorgen, dass Frauen deswegen als weniger leistungsfähig angeschaut werden, dass

diese Betonung zur Diskriminierung der Frauen beiträgt. In ähnlichen Bahnen verläuft die Diskussion über das in Zürich angekündigte Projekt, wonach städtische Angestellte bei starken Periodenschmerzen bis zu fünf Tage am Arbeitsplatz fehlen dürfen.²

Die Periode wird oft als Privatsache, die niemanden etwas angeht und die nicht wahrgenommen werden soll, verstanden und entsprechend behandelt. Insbesondere gegenüber Männern wollen die Interviewten nicht über ihre Menstruation sprechen, da sie sich nicht ernst genommen fühlen. Sie berichten, dass eine Tendenz zur «Hysterisierung der Periode» (S. 80) stattfindet, wenn ihnen unterstellt wird, während der Periode biestig oder irrational zu sein.

Tabea Stirenberg hat eine interessante Untersuchung zum gegenwärtigen Umgang mit der Menstruation geschrieben. Persönlich hätte ich es hilfreich gefunden, wenn im Kapitel zum methodischen Vorgehen das Leitgerüst für die Interviews wie auch die gewählten Codes bei der Transkription der Interviews offengelegt worden wären. Da alle Frauen Teil einer Menstruationstassen-Facebook-Gruppe waren, die (noch) als alternativer Menstruationsartikel zu betrachten ist, bin ich mir nicht sicher, wie genau sich die Befunde auf die weibliche Gesamtbevölkerung ausweiten lassen. Dennoch bietet die Studie spannende Einblicke in gegenwärtige Verhandlungen über das Erleben der Menstruation.

MERET FEHLMANN

2 www.nzz.ch/zuerich/zuerich-verwaltungsangestellte-erhalten-neu-menstruationsurlaub-ld.1714938?reduced=true, 16. 1. 2023.

Eingesandte Bücher

- Amlinger, Carolin und Oliver Nachtwey: Gekränkte Freiheit. Aspekte des liberalen Autoritarismus. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 2022, 480 S.
- Bowry, Jaya: Ethnografische Erkundungen im Fussballstadion. Kulinarische Fanfreuden zwischen Genuss, Gemeinschaft, Gewissen und Gesundheit. Münster: Waxmann, 2022 (Mainzer Beiträge zur Kulturanthropologie/Volkskunde, 24), 310 S.
- Delgado Rosa, Frederico und Han F. Vermeulen (Hg.): Ethnographers before Malinowski. Pioneers of Anthropological Fieldwork, 1870–1922. New York: Berghahn, 2022, 540 S., Ill.
- Giersberg, Bettina: Die Kunst der Imitation. Glarner Textildruck. Zürich: hier + jetzt, 2022, 147 S., Ill.
- Grossrieder, Beat: Schweizermacher für Anfänger. Ein Handbuch zur Einbürgerung. Zürich: Atlantis, 2022, 256 S.
- Hirschfelder, Gunther (Hg.): Wer bestimmt, was wir essen? Stuttgart: Kohlhammer, 2022, 188 S.
- Kania-Schütz, Monika und Simon Kotter (Hg.): Marosenlehen, Obersalzbergstrasse 66. Ein musealisierter Zwiehof. Glentleiten: Freilichtmuseum Glentleiten, 2023 (Schriftenreihe des Freilichtmuseums Glentleiten, 36), 208 S., Ill.
- Künzler, Sibylle: Bewegte Topologien. Kulturwissenschaftliche Erkundungen augmentierter Räume. Diss. Universität Zürich 2022. Zürich: Chronos, 2023 (Kulturwissenschaftliche Technikforschung, 10), 376 S., Ill.
- Lange, Jan und Manuel Dietrich (Hg.): Stadt – Migration – Moral. Analysen zur lokalen Moralisierung der Migration. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 127). Tübingen: Tübinger Vereinigung für Volkskunde e. V., 2022, 264 S.
- Lindner, Rolf: In einer Welt von Fremden. Eine Anthropologie der Stadt. Berlin: Matthes & Seitz, 2022, 290 S.
- Maase, Kaspar: Schönes alltäglich erleben. Über die Ästhetisierung der Kultur. Bielefeld: transcript, 2022, 192 S.
- Mack, Konstantin: Hund müsste man sein. Kulturanthropologische Perspektiven auf Pup Play. (Würzburger Studien zur Europäischen Ethnologie, 12). Würzburg: Universität Würzburg, 2022, 77 S.
- Museum Oberschönenfeld (Hg.): Menschen in Schwaben und ihre Geschichten. Begleitheft zur Ausstellung vom 9. 10. 2022 bis 16. 4. 2023 im Museum Oberschönenfeld, Oberschönenfeld: Museum Oberschönenfeld (Kleine Schriften der Museen des Bezirks Schwaben, 10), 48 S., Ill.
- Rindlisbacher, Stefan: Lebensreform in der Schweiz (1850–1950). Vegetarisch essen, nackt baden und im Grünen wohnen. Frankfurt am Main: Peter Lang, 2022 (Zivilisationen und Geschichte, 72), 500 S.
- Simek, Rudolf: Dämonen, Teufel, Hexenglauben. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2023, 329 S., Ill.
- Wanner-JeanRichard, Anne: Stoffe für Afrika und das Ende der Druckerei Daniel Jenny & Cie in Ennenda. Edition Comptoir Blätter 20/21 (2023). Sent: Edition Comptoir Blätter, 2023, 119 S., Ill.

Stand, 28. Februar 2023